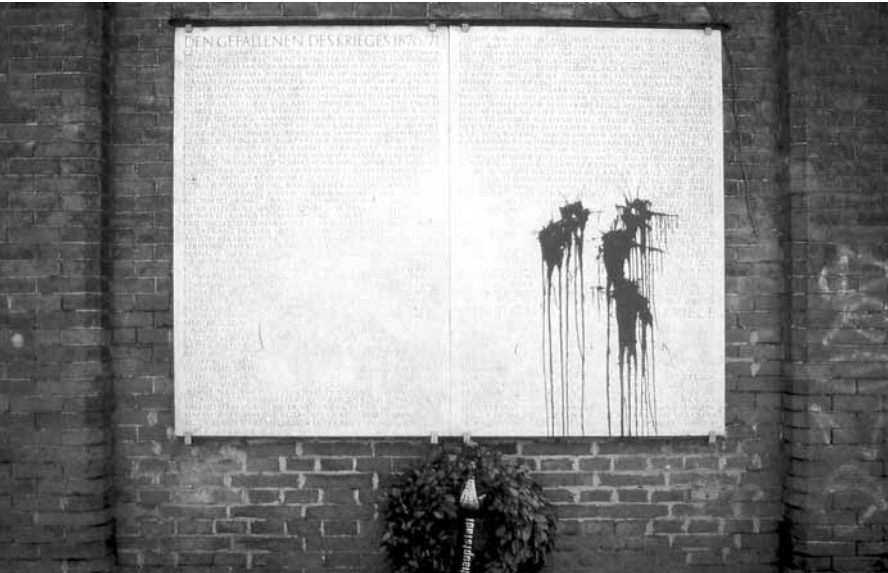


Gespenster/Ge/Schichten

Das Projekt *mapping.postkolonial.net* stellt sich vor. Von Zara Pfeiffer



Es läuft.
*Farbbeutel auf
Steintafel.*

„Im neuen ‚Kaffee, Espresso – Kolonial‘ leben fast schon in Vergessenheit geratene Kaffeehauspezialitäten wieder auf“ berichtet die Münchner *Abendzeitung* am 12. Januar 2014 über die Neueröffnung eines Cafes im Münchner Stadtteil Neuhausen. Fast in Vergessenheit geraten scheint auch einem gewissen Edmund Stoiber die deutsche Kolonialgeschichte: „Moment mal! Wir sind ein äußerst tolerantes Land!“, sagt er in der Talkshow Anne Will am 25. September 2013, „Wir sind das Land mit dem größten Migrationshintergrund in Europa (...) obwohl wir keine Geschichte haben wie England oder wie Frankreich, also keine Kolonialgeschichte haben.“

Der Kolonialismus ist tot und spukt doch nach wie vor durch Köpfe und Gesellschaft. Als (un-)heimliche Vergangenheit, die vergessen, verdrängt, geleugnet, verharmlost, relativiert und verklärt wird, reproduziert sich Kolonialität in Diskursen und Praxen, in ökonomischen Strukturen, in sozialen, politischen und kulturellen Macht-Wissen-Komplexen.

Der Kolonialismus war eben kein einmaliges Ereignis, keine klar umrissene Epoche, kein auf ein bestimmtes Gebiet bezogenes Phänomen. Kolonialismus war und

ist ein globales System der Herrschaft der Einen und der Unterwerfung und Ausbeutung der Anderen (sowie die Herstellung dieses Verhältnisses der „Einen“ und der „Anderen“). Dieses System hat sich tief in die kolonisierten und die kolonisierenden Gesellschaften eingeschrieben, in soziale, politische und ökonomische Verhältnisse, in Gesetze, Verordnungen und Verwaltungsabläufe, in Architekturen und Denkmäler, in unser Denken und Handeln – der Kolonialismus wirkt bis heute.

Ablagerungen

Als die Gruppe [muc] münchen postkolonial vor etwa sieben Jahren anfang, nach (post-)kolonialen Spuren in München zu suchen, haben wir nach Einschreibungen in der Stadt gesucht, nach Denkmälern, Gräbern und Straßennamen, nach Institutionen und historischen Ereignissen. Wir fanden zunächst Bruchstücke, Spuren, deren Sinn sich uns bisweilen versperrte, Geschichten, deren Fäden wir weiterverfolgen wollten.

So stießen wir zum Beispiel auf die Geschichte von Juri und Miranha, die von den beiden Forschern Martius und Spix im Jahr 1820 im Zuge einer Brasilienexpedition verschleppt und nach München gebracht wurden, wo sie begutachtet und begafft, vermessen und gezeichnet innerhalb kurzer Zeit verstarben; die Auseinandersetzung um den Schiffsschnabel (Tangué), der 1884 von Max Buchner in Kamerun geraubt und später dem Münchner Völkerkundemuseum geschenkt wurde, wo er noch heute ausgestellt wird, während Alexandre Kum'a Ndumbe III, der Nachfahre des damals beraubten Königs Kum'a Mbape alias Lock Priso, seit Jahren vergeblich die Rückgabe fordert; die Skulpturen des Kolonialbildhauers Fritz Behn; die Debatte um die Entkolonialisierung der Münchner Kolonialstraßen – um nur einige Beispiele zu nennen.

Diese Geschichten und Auseinandersetzungen finden sich in einer Vielzahl von Spuren und Ablagerungen auch heute noch im Münchner Stadtraum. Als Gräber

und Straßennamen, Gedenktafeln und Büsten, Institutionen und Objekte legen sie sich wie ein Netz über die Stadt und machen die historische und gegenwärtige Präsenz (post-)kolonialer Realitäten deutlich. Gleichzeitig verweisen sie auf eine Reihe von Orten und Leerstellen, deren kolonialer Bezug sich heute nicht mehr oder nur sehr vermittelt erschließt. Diese Unsichtbarkeiten erzählen oft mehr über den gegenwärtigen Umgang mit der kolonialen Vergangenheit als das vermeintlich Offensichtliche.

Verblassen und Überschreiben

An der Außenmauer des Alten Südlichen Friedhofs in München, im Durchgang zwischen altem und neuem Friedhofsteil lassen sich allmählich verblässende Spuren einer Gedenktafel erkennen. Nur wenige Meter entfernt an der Ecke Kapuziner-/Thalkirchner Straße findet sich diese Gedenktafel, die neben den „Gefallenen des Krieges 1870/71“ den „Toten der Kolonialkriege“ gewidmet ist. Insgesamt 16 Kolonialsoldaten werden dort namentlich aufgeführt, die zwischen 1885 und 1907 unter anderem in Ostafrika, Südwestafrika und China ums Leben kamen.

Es ist davon auszugehen, dass es sich um die gleichen Kolonialsoldaten handelt, die bereits zwischen 1913 und 1966 im Eingangsbereich des Neuen Münchner Rathauses mit einer Gedenktafel geehrt wurden. Nachdem diese bei Renovierungsarbeiten in den 1960er Jahren versehentlich zerstört worden war, wurde eine neue, schlichtere Version der Gedenktafel an der Außenmauer des Alten Südfriedhofs angebracht. In den 1990er Jahren wurde diese mehrmals mit Farbbeuteln und antikolonialistischen und antimilitaristischen Graffiti kritisiert, so dass sie wiederholt abgehängt und gereinigt werden musste. Schließlich wurde die Tafel einen Meter höher gehängt.

Dies brachte die Kritik in Form von Farbbeuteln jedoch nicht zum Erliegen, und so wurde die Gedenktafel nach der letzten Reinigung an einem gleichermaßen sicht- wie unsichtbareren Ort angebracht – der Außenmauer des Alten Südlichen Friedhofs, Ecke Kapuziner-/Thalkirchner Straße. Dort hängt sie nun relativ unbeachtet, die Schrift ist durch die vielen Reinigungsprozesse kaum noch zu entziffern und der Blütenstaub des Baumes, der sie im Sommer beinahe vollständig verbirgt, tut sein Übriges.

Koloniale Gespenster

Die Geschichte dieser kolonialen Gedenktafel ist geradezu symptomatisch für den Umgang mit der kolonialen Vergangenheit in Deutschland. Vergessen, verblässen, verdrängen, verharmlosen, verklären. Normalität. Kolonialität. Wie kann es sein, könnte man fragen, dass in einer Stadt wie München noch heute Kolonialsoldaten geehrt werden? Nicht nur mit einer fast vergessenen Gedenktafel, sondern auch mit den zahlreichen Straßennamen, mit denen in München nach wie vor koloniale Verbrecher honoriert werden. Wie kann es sein, dass die unfassbar menschenverachtende Ideologie und Praxis des Kolonialismus immer noch ignoriert und relativiert werden kann und dass nahezu jede Kritik an diesem Umgang heftigen Widerstand hervorruft? Der Kolonialismus ist tot und lässt sich doch nicht tot kriegen.

Koloniale Gespenster – als Schatten der kolonialen Vergangenheit spuken sie nach wie vor durch Köpfe und Gesellschaft: nicht nur in einem vehement verteidigendem Beharren auf kolonialen Denkmälern, Straßennamen und rassistischen Bezeichnungspraxen, sondern auch als kolonialer Chic von Wohndesign, Delikatessengeschäften, Cafes und Restaurants sowie neu aufgelegt in Werbung, Filmen und Dokumentationen.

Wer sich in München als Kolonialist_in fühlen möchte, findet beispielsweise im „Masters Home“ einen Ort, der die Gäste „in das Ambiente der englischen Kolonialherrschaft versetzt. Im Flair der teakgetäfelten Herrenzimmer, geschmückt von imposanten Jagdtrophäen“ – heißt es auf der Internetseite des Lokals – „genießen Sie in den gemütlichen Ledersesseln die erlesensten Gerichte und die edelsten Tropfen. Sie werden ein unbeschreibliches Wohlgefühl erleben, welches die Zeit zum Stehen bringt.“ Kolonialrassistische Abbildungen auf der Speisekarte sind an so einem Ort – quasi selbstverständlich – inklusive.

Den „Kaffee, Espresso – Kolonial“ gibt's im entsprechenden Ambiente neuerdings wie bereits erwähnt in Neuhausen. Und wer sich auch zu Hause mit einem solchen Ambiente umgeben möchte, kann sich in den diversen Kolonialmöbel-Abteilungen und -Geschäften einrichten. Und sollte jemandem bei all dem kolonialen Chic einmal schlecht werden, könnte es passieren bei der Suche nach einem Gegenmittel in der Münchner Innenstadt an eine der beiden M-Wort-Apotheken zu geraten.¹

Der Kolonialismus ist tot und treibt noch immer sein Unwesen. Wie flexibel, wandelbar und doch hartnäckig diese kolonialen Gespenster sind, und wie sehr Kolonialismus und Rassismus miteinander verschränkt sind, zeigt sich immer wieder an dem vehementen Widerstand, der allen Versuchen, diese Gespenster auszutreiben, entgegentritt – unabhängig davon, ob es sich bei den Auseinandersetzungen um die Umbenennung von Kolonialstraßen oder die Entfernung rassistischer Bezeichnungen in Kinderbüchern handelt. Diesen Mechanismen nachzugehen, sie zu befragen nach den historischen, politischen und sozialen Kontexten ihres Entstehens und Verblässens, verändert den Blick auf die Stadt und lenkt ihn auf eine oft verschwiegene Gewalt, die sie repräsentieren.

Leerstellen der (post-)kolonialen Karte

Zara S. Pfeiffer
ist Politikwissenschaftlerin, Autorin und Kuratorin. Sie lebt und arbeitet in München.

Die Bewegung dieses Blicks auf die Stadt verfolgt das Projekt *mapping.postkolonial.net*. Es verzeichnet Spuren an den entsprechenden Orten der Stadt, verknüpft sie zu Erzählungen und fragt nach den bewussten und unbewussten Schichten, die sich in den (post-)kolonialen Geschichten der Stadt zeigen und verbergen. Aus diesem Zusammenspiel entsteht eine (post-)koloniale Karte von München, die als Archiv die historischen Spuren und Erzählungen mit gegenwärtigen Fragen und Perspektiven verbindet. *mapping.postkolonial.net* ist damit eine Karte, die gleichermaßen versucht, das Archiv als Ort der Wissensproduktion sichtbar zu machen und dabei die Kontingenz des Vergangenen im Gegenwärtigen zu thematisieren.

In dem Text „Die Unwahrnehmbarkeit der Erinnerung“ schreibt Brigitta Kuster: „Diese explizite Kontingenz verlangt nach einem situiereten Wissen, welches das vergangene Geschehen bearbeitet und dabei nicht nur den Inhalt berücksichtigt, sondern auch die Produktion kolonialer Quellen und die Rolle, welche diese Quellen für historiographische Operationen oder für Vorgänge der Erinnerung spielen.“ Wie aber lassen sich (Un-)Möglichkeiten des Sagbaren archivieren bzw. kartieren, wenn es keine Quellen gibt von denjenigen, die nicht mehr sprechen können?“

Eine (post-)koloniale Karte muss diese Leerstellen offenlegen. Das bedeutet nach der Herkunft von Wissen und der Verstrickung von Wissenskomplexen und Machtverhältnissen zu fragen und die Eindimensionalität, Zufälligkeit und Brutalität der kolonialen Wissensproduktion in den Blick zu nehmen, die noch heute die Art und Weise, wie Wissen erzeugt,

verwaltet und verbreitet wird, prägt und sie mit widerständigen und dekolonisierenden Wissensprozessen zu provinzialisieren.

Aufzeigen und Abtragen

In dem Essay „Die fragile Erinnerung des Entinnernten“ fragt Kien Nghi Ha: „Wollen wir koloniale Aufarbeitung oder wollen wir Deutschlands Kultur dekolonialisieren?“ Die Aufarbeitung der kolonialen Vergangenheit ist Voraussetzung und Teil eines Dekolonialisierungsprozesses, der der nach wie vor anhaltenden Kolonialisierung entgegenwirkt. Dekolonialisieren heißt, die kolonialen Spuren und Ablagerungen in Köpfen und Gesellschaft aufzuzeigen und abzutragen. Dekolonialisieren bedeutet Befreiung und Verlernen, das heißt die bewusst und unbewusst eingelernten kolonialen und rassistischen Weltbilder, Denkweisen, Praxen und Privilegien aktiv zu verlernen. Dekolonialisieren ist damit gleichermaßen ein Prozess und das Ziel.<

<http://mapping.postkolonial.net>

Spuren | Schichten | Gespenster.

Ein Archiv- und Bildungsprojekt von Eva Bahl, Simon Goeke, Zara S. Pfeiffer, Peter Spillmann, Michael Vögeli und Philip Zölls getragen von [muc] münchen postkolonial, Labor k3000, Ökumenisches Büro für Frieden und Gerechtigkeit e.V., gefördert von der Stiftung Erinnerung Verantwortung Zukunft, München, 2013.

¹ M* ist die älteste deutsche Bezeichnung, mit der Schwarze Menschen von Weißen als fremd konstruiert worden sind. Etymologisch leitet sie sich von dem griechischen Wort „moros“ (töricht, einfältig, dumm) sowie dem lateinischen Wort „maurus“ (schwarz, dunkel, afrikanisch) ab. Trotz der in diesem Begriff enthaltenen rassistischen Abwertung, hält er sich hartnäckig in Bezeichnungen von Apotheken, Straßen, Lebensmitteln und anderem.

Weitere koloniale Gespenster spuken auf mapping.postkolonial.net und durch Ihren Alltag.